

schungsstand und benennt zugleich offen die gravierenden Wissensdefizite über eine der wichtigsten Terrororganisationen des NS-Regimes. Die Abkehr von der herkömmlichen Institutionengeschichte hat sich unabweisbar gelohnt. Dennoch beschäftigen sich zahlreiche Beiträge nach wie vor mit der Gestapo als Behörde. Um zu einer »Sozialgeschichte des Terrors« zu gelangen, wie sie Robert Gellately gefordert hat, ist sicher noch ein weiter Weg zurückzulegen. Dieser Band indessen stellt zweifellos einen bedeutsamen Schritt dahin dar.

*Michael Wildt, Hamburg*

Carola Sachse (Hrsg.), Als Zwangsarbeiterin 1941 in Berlin. Die Aufzeichnungen der Volkswirtin Elisabeth Freund, Akademie Verlag, Berlin 1996, 165 S., geb., 48 DM.

Die Aufzeichnungen der 1898 geborenen Volkswirtin Elisabeth Freund schildern einen weniger als ein Jahr dauernden Abschnitt ihres Lebens, dem sie doch soviel Bedeutung beimaß, daß sie ihm ein ganzes Buch widmete. Der Text, kurze Zeit nach der Emigration aus Deutschland 1941 in Havanna niedergeschrieben, beschreibt den Alltag einer jüdischen Zwangsarbeiterin und beeindruckt sowohl durch Akribie in der Deskription als auch durch die große moralische Integrität der Autorin. Sie, eine Akademikerin, die, um den Unterhalt ihrer Familie während des »Dritten Reichs« zu sichern, eine Fotografenlehre absolviert hatte, verrichtete schwere und gesundheitsschädigende Arbeiten und sah sich doch nicht als Opfer, sondern als nüchterne Beobachterin und Zeugin einer kaum mehr vorstellbaren Lebensrealität.

Carola Sachse hat dem Text ein einfühlsames Vorwort vorangestellt, das den historischen Kontext der Zwangsarbeit und des jüdischen Lebens in Deutschland während der NS-Zeit ebenso erläutert wie Elisabeth Freunds biographischen Hintergrund. Elisabeth Freund war eine von etwa 26–28 000 jüdischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern, die 1941 in Berlin im Einsatz waren, bevor die Deportationen im Oktober begannen und nur noch in Mischehen lebende Juden legal in Berlin blieben. Im März 1941 wurde sie einer Wäscherei zugeteilt, wo sie an einer Heißmangel fast einen Hitzschlag erlitt. Nach schwerer Krankheit arbeitete sie in der Radiofabrik von Ehrich und Graetz, wo sie Metallstücke für Kriegsgerät kontrollierte. Sie schildert ihre Arbeiten ebenso wie die Behandlung durch Vorgesetzte (die in der Wäscherei sehr schlecht, in der Radiofabrik etwas besser war), den Kontakt zu anderen Zwangsarbeiterinnen und die immensen Schwierigkeiten des jüdischen Lebens im Berlin der Kriegszeit. In der Beurteilung der Arbeitsorganisation kommt der Autorin ihr Auge als geschulte Volkswirtin zugute: Sie kritisiert deren Ineffizienz, denn keine ihrer Leidensgenossinnen wurde entsprechend ihrer Qualifikationen eingesetzt, die Zwangsarbeiterinnen wurden jeden Tag durch eine andere Vorarbeiterin eingewiesen, die Trennung von den »arischen« Arbeiterinnen, die Außerkraftsetzung von Arbeitsschutzbestimmungen für Jüdinnen sowie Quälereien durch Vorgesetzte verminderten zusätzlich die erzwungene Arbeitsleistung. Aber sie zeigt auch, wie sie sich anfangs durch ihre Nebenarbeiten als Fotografin und durch geistige Ablenkung während der Arbeit nicht durch deren Zwangscharakter besiegen ließ. Besonderes Mitleid empfand die Autorin, die ihre eigenen drei minderjährigen Kinder seit deren Ausreise nach England 1939 nicht mehr gesehen hatte, mit den zur Zwangsarbeit verpflichteten jüdischen Kindern und Jugendlichen, denen eine adäquate Ausbildung verwehrt war.

Der Spießrutenlauf durch die unbarmherzige Bürokratie des »Dritten Reichs« macht die Schikanen und die wirtschaftliche Ausplünderung der Juden deutlich. Elisabeth

Freund war sich jedoch immer darüber im klaren, daß sie und ihr Mann aufgrund ihres relativen Wohlstands noch privilegiert waren, da sie – obwohl mehr oder weniger mittellos – Deutschland dank der Fürsprache eines »arischen« Freundes noch verlassen konnten, während viele Bekannte, Freunde und Verwandte, von denen sie sich in den letzten Tagen ihres Aufenthalts in Deutschland in dem Bewußtsein, sie nie wieder zu sehen, verabschieden mußten, diese Möglichkeit nicht hatten. Nur das nackte Leben um Haaresbreite gerettet zu haben – selten wird es deutlicher als in diesen Memoiren: Am 23. Oktober 1941, vier Tage nach der Friendschen Emigration nach Kuba, verboten die Nationalsozialisten die jüdische Auswanderung.

Viele Details des Alltags, die Elisabeth Freund en passant erzählt, gehen vielleicht noch mehr unter die Haut als die beschriebene Zwangsarbeit. Die amtlichen Verordnungen gegen die Juden werden in ihrer ganzen Willkür und ihren konkreten Auswirkungen gezeigt. Wer macht sich schon klar, was es bedeutete, daß Juden seit 1939 keine Kleiderkarten mehr erhielten (während einige Deutsche sich aufgrund der Plünderungen im Zuge der Blitzkriege in luxuriöse Kleidungsstücke aus ganz Europa hüllen konnten), jüdische Kinder keine Rationskarten für Süßigkeiten bekamen und daß ein Stück Seife 1941 als Geschenk Begeisterung erregte, während der Besuch eines uniformierten Soldaten (der sich als alter Bekannter entpuppte) Panik und Entsetzen hervorrief? Wer weiß schon, daß Juden Geldstrafen bezahlen mußten, weil sie im Telefonbuch nicht mit den Zwangsvornamen Sara und Israel eingetragen waren, obwohl ihnen bereits seit 1940 der Besitz eines Telefons untersagt war? Hellsichtig macht sie die Absurditäten der Gesetze gegen Juden und den zugrundeliegenden Rassenwahn deutlich: Obwohl nur noch wenige Juden in Berlin lebten, waren Juden auf Verbotsschildern und in der Propaganda omnipräsent.

Auch mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Abfassung dieses Textes kann der darin beschriebene Rassenwahn der Nationalsozialisten nur Entsetzen hervorrufen. Elisabeth Friends Memoiren erzählen aber auch von der relativen Normalität des Lebens der Deutschen neben der Entrechtung der Juden. Sie macht deutlich, daß Nichtjuden auf verschiedene Weise auf Juden reagierten – sie selbst erfuhr Hilfe ebenso wie Ablehnung – und zeigt, daß meist moralische Indifferenz das Verhalten prägte.

*Edith Raim, Bonn*

Hansjörg Riechert, *Im Schatten von Auschwitz. Die nationalsozialistische Sterilisationspolitik gegenüber Sinti und Roma*, Waxmann Verlag, Münster etc. 1995, 156 S., brosch., 38 DM.

Gleichsam im Schatten der nationalsozialistischen Ermordung von etwa 20 000 Sinti und Roma in Auschwitz wurden in Deutschland und Österreich an die 3 000 Angehörige dieser Gruppen zwangsweise sterilisiert. Diese Sterilisation war für die Betroffenen eine Katastrophe kaum beschreiblichen Ausmaßes. Das weitere Leben wurde nicht nur wegen der Folgeerkrankungen und traumatischen Erinnerungen zur Qual. In der traditionellen Kultur der Sinti und Roma galt eine hohe Kinderzahl als Inbegriff von Glück und Ansehen. Jeder Sterilisierte empfand sich deshalb oft als eine Art »lebendiger Leichnam«.

Hansjörg Riechert hat nun die grundlegende Forschungslücke zur NS-Sterilisationspolitik gegenüber Zigeunern geschlossen. Er ordnet diese Politik zudem in den Gesamtrahmen der nationalsozialistischen Verfolgung der deutschen Sinti und Roma ein, über die der Leser so zusätzlich zur besonderen Fragestellung des Buches einen instruktiven Überblick erhält. Wünschenswert wäre dabei vielleicht eine etwas stärkere Akzentu-